Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 239 (1960)

Artikel: Hoch über dem Tal
Autor: Curchod, Fred
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-375670

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 25.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Hoch über dem Tal

Von **Fred Curchod**

Sie waren noch Kinder, sahen alles noch durch die Brille der Jugend, und doch regte sich in der Tiefe ihres Herzens schon jenes erste leise Ahnen von Neuland.

An einem hellen Sommerabend erklommen Peter Inden und Vreni Matter die Höhen hinter dem Dorfe. Vorbei ging's an Hecken und Büschen, Felsbändern und munter springenden Bergwassern. Mitunter blieben sie stehen und warfen einen Blick über das Land. Zacken und Schroffen waren vom Gold der Abendsonne überflutet; in der Tiefe aber krochen schon lange Schatten über das Dörfchen hinweg. Und den Dächern entstiegen die Räuchlein prasselnder Herdfeuer.

Mitunter sahen sich Peter und Vreni an; ihre Augen waren so klar wie der Spiegel eines Bergsees und das Herz eines Enzians. Ab und zu haschten sie sich bei den Händen; dann lachten sie fröhlich auf oder verstummten plötzlich, während ein eiliges Rot über ihre frischen Wangen huschte ...

Hoch über dem Tal, im Lärchenwald, spielten sie Verstecken. Tollten wie zwei junge Zicklein im ersten Frühlingstag. Über ihren erhitzten Köpfen hüpften die gefiederten Sänger munter von Ast zu Ast. Und flüchtig äugte ein Eichhörnchen zu ihnen herüber, ehe es über den Weg pfeilte.

Peter trieb Vreni in die Enge eines Gebüschs.

«Nun hab' ich dich ...»

Des Mädchens fliegende Zöpfe verfingen sich im Gezweige.

«Böser!» zürnte es lachend und suchte sich zu befreien; allein sie war gefangen. Da gab sie das Zappeln auf, und Peter schickte sich an, ihr Haar aus dem Gestrüpp zu lösen; doch wollte es ihm nicht gelingen. Und seltsam, wie es zwischen den beiden Wildfängen plötzlich stiller wurde ... Wieder war das bisher Unbekannte zwischen ihnen, jene Stille, in der ihre Herzen so viel schneller pochten. Wie schüchtern fragte Vreni: «Wirst du mir auch immer so helfen, Peter?»

Er bastelte ihr die Zöpfe frei, diese weichen, im Dämmer des Abends goldbraun schimmernden Flechten. Und mit einem Male zwang es ihn, sie mit der Hand zärtlich zu streicheln. Und während der Nachtwind leise in den Schleiern der Lärchen spielte, brach es aus der Tiefe seiner Bubenseele herauf:

«Immer, Vreni ... immer ...»

Tage gingen, Wochen eilten und Monate flohen. Das Leben und Treiben im Bergdorf ging seine gewohnte Bahn. Der Kampf ums tägliche Brot machte die Menschen kurzsichtig für die Sanduhr der Zeit; anders bei Vreni und Peter: sie sahen sich wachsen, sahen sich größer und schöner werden ... Die Welt um sie nahm andere Formen an. Mehr und mehr weiteten sich die Horizonte — weitete sich ihr Blick fürs andere.

Vreni hatte die fliegenden Zöpfe zu einer lieblichen Haarkrone aufgeflochten. Peters Stimme nahm einen viel tieferen Klang an; sie beide erwachten zur ersten Reife.

Schlank und rank wie zwei junge Bergtannen gabelten sie eines Sonntags mit angeschnallten Brettern über die tiefverschneiten Berghänge. Als wären sie unzertrennliche Kameraden, liefen ihre Spuren dicht nebeneinander. Und so wie ihre Skier die unberührten Schneeflächen durchzogen, so durchzog ein fernes und doch so nahes Sehnen ihre unberührten Wesen. Und es vertiefte sich, je öfter und je länger sie sich in die Augen blickten.

Mitunter waren sie verlegen wie Kinder und manchmal sprudelte ihr Mund wie eine muntere Quelle.

«Winterlandschaft!» jubelte es aus Vrenis Augen. — «Wie schön dieser Sonntag mit dir ist!» schienen Peters Blicke — halb Freude, halb Verwirrung — zu sagen.

Dann spurten sie weiter durch die sonnüberglänzten Gefilde. Wie rahmübergossen wuchsen Tannen und Hütten vor ihnen auf. Myriaden von Kristallen schimmerten vor ihren Skispitzen. Und über allem blaute der weite, weite Himmel.

Trunken traten sie den Heimweg an, als eine erste graue Wolke über die hohen Bergzinnen segelte und den Glanz des Tages löschte. Der Abend nahte. Berg und Tal hüllten sich in dichte Schleier. Schneegestöber setzte ein und verwischte die Sicht. Neckisch tanzten ihnen die Flocken ins Gesicht. Und nur die nahenden Lichter ihrer Heimstätten wiesen ihnen den Weg. Mit zugekniffenen Augen fuhren sie dahin. Grau und unbestimmt flitzten die Hänge, flitzte Weg und Steg unter ihren Brettern hinweg. Zu spät erkannte Peter die tiefe Bodensenkung hinter den ersten Häusern. Stiebend sauste er in die weiche Schneehöhle; zu spät kam sein kurzer Warnruf: auch Vreni flog in die wattegepolsterte Mulde.

Sekunden blieb es still; dann begannen sich die Bretter zu regen, vergabelten sich aber noch mehr. Wie ein ineinandergeschlungener Knäuel sanken die beiden Menschenkinder wieder in den Schnee zurück. Peter spürte Vrenis glühendheiße Wangen, den Duft ihres Haares und die Wärme ihres Körpers. Ein leises Beben war in ihr. — Ein großes wundersames Erleben befiel ihn. Fest umklammerte er die liebliche Last. — Wange an Wange verharrten sie, und noch enger preßte das Mädchen Peters Kopf an den ihren.

«Vreni ... !» flüsterte er, wie seiner Stimme beraubt. — «Peter ... !» kam es still und innig zurück.

Und es war, als könnten sie sich nie mehr trennen.

Aber dann kam das Leben, jenes seltsame Gemisch von Freud und Leid — das Leben, das manchmal nicht darnach fragt, was ist und werden möchte!

*

Die Finger des Geschicks griffen hart in Peters Dasein. Seine Mutter wurde zu Grabe getragen. Sein Vater war reich, aber auch ein wenig gefürchtet im Dorf. Vreni und ihre Großmutter dagegen zählten mehr zu den Ärmeren; hier stand ein richtiges, steingemauertes Haus, dort nur eine schiefergedeckte Hütte, an der unbarmherzig der Föhn rüttelte, wenn er ins Tal brauste. Und so verschieden die Wohnstätten waren, so verschieden waren auch die Meinungen. — Peter sollte kein Bergbauer werden, der der Scholle unter Mühe und Not abrang, was ihr so hoch über dem Tal noch abzuringen war. Er wurde zu Verwandten in die Stadt gebracht, um dort ein Gymnasium zu besuchen. Das zarte Band zwischen ihm und Vreni drohte unter der Willkür seines Vaters zu reißen. Peter kam nur selten heim; denn dazu war die Fahrt zu weit und zu kostspielig. Seine Briefe erreichten Vreni nicht; denn sein Vater betreute die kleine Post und war Briefträger zugleich. Und seine Gedanken drehten sich mehr um die stattliche Julia Perren im Nachbardorf und um ihre nicht minder stattliche Anwartschaft.

Weshalb Vreni nie eine Silbe von sich hören ließ . . ?

Peter eignete sich im Grunde wenig fürs Studium; zu sehr hing er an der Natur und seiner engeren Bergheimat. Die Melancholie drückte auf sein Gemüt. Sehnsucht riß an seinem Herzen. Er durchwachte Nächte, und tagelang quälte ihn das Heimweh. Eines Tages hielt es ihn nicht mehr. Er schnürte sein Bündel. Bei Nacht und Nebel schlich er sich aus der Stadt, und bei Nacht und Nebel suchte er Vreni zu finden; doch fand er die Hütte verschlossen, und auch auf der Alp war sie nicht. Da ließ er sich von einem Dörfler sagen, daß sich auch über ihrer Großmutter ein Grabhügel wölbe. Vreni selbst sei für unbestimmte Zeit weit über die Berge gegangen, um eine entfernte Base zu pflegen.

Niedergedrückt suchte Peter sein Zuhause auf; der Empfang jedoch war unfroh.

Der Zufall wollte es, daß Vreni Matter tags darauf spät abends müde den Weg von der Station heraufkeuchte. Im Dorf nahm sie die Abkürzung, die hinter Peters Daheim vorüberführte. Ein Fenster stand offen. Im Lichtkreis der Lampe standen sich zwei Gestalten gegenüber: Peter und Vater Inden.

Peter!

Ein jäher Stich durchzuckte das Mädchen; ungeachtet des unaufhörlich rieselnden Regens blieb sie stehen. Mit der Hand an der Kehle lauschte sie den Stimmen in der Stube; lauschte, weil sie fühlte, daß von ihr die Rede war.

Laut und barsch fiel die Stimme des alten Inden: «Und du gehst, wo du hergekommen bist! Ich will, daß du dein Studium machts! Und ich will, daß du die Julia ... !»

Ein Windstoß verwehte den Rest des Satzes. Vreni stand wie angewurzelt. In Peter kochte das Blut; etwas in ihm schien sich aufzubäumen.

«Lassen wir die Julia endlich aus dem Spiel», sagte er mit fester Stimme. «Mein Herz gehört nun einmal nicht ihr — es gehört Vreni!»

Eine schwer lastende Stille herrschte im Raum. Die Blicke zweier Männer kreuzten sich; fast feindselig der eine, entschlossen der andere.

«Ist das dein letztes Wort?» fragte der Alte zornig.

Wieder drückte die Stille, die dem Mädchen fast den Atem raubte; diesmal aber wurde sie von Peter gebrochen.

«Vreni — ja, das ist mein letztes Wort.»

Gleich einem Donnerschlag krachte Indens Faust auf den Tisch.

«... Dann scher dich fort!» schrie er unbeherrscht. «Gleichviel, wohin ... !»

Vom Himmel zuckte ein Blitz; grollend rollte der Donner über das Tal hin und erstickte Vrenis leises Schluchzen. Sie sah noch, wie Peter einen Schritt zurückwich; dann erlosch das Licht, und von Stund an wurde er nicht mehr gesehen. Soviel sie auch suchte und ruhelos durch die Nacht irrte: Peter Inden blieb weg, Tage — Wochen — Jahre!

Die Bergler begriffen nicht, weshalb die gutgewachsene Vreni Matter so still in sich gekehrt einher ging und allem Werben und Witzeln zu entrinnen suchte. Doch achteten sie ihr Schaffen und Werken; sie achteten ihr herbes Wesen, das sie bei Sonnenschein und Sturmtagen unentwegt durch die Jahreszeiten trug. Und manch ein begehrender Blick folgte ihr, wenn sie im Glanz des Frühlichts über den jähen Abgründen stand und ihren Blick in weite Fernen schweifen ließ.

Unentwegt hastete auch die Zeit.

Eines Tages wurde Vreni an das Sterbebett von Peters Vater gerufen; verzeihend schloß sie ihm die Augen, obwohl sein Geständnis sie bis ins Innerste erschütterte und aufwühlte. Als wären es Blätter aus dem Buch ihres Herzens, faßte sie die wenigen Briefe ihres Jugendgespielen und Geliebten. Unfähig, auch nur eine Träne zu vergießen, stieg sie des Abends wieder in die Höhe, stand mit wogender Brust, sturmtrotzend wie eine Bergtanne, und blickte an Gipfeln und Felszacken vorüber in die weitgedehnten Meere des dämmernden Himmels. Und wie auf den Firnen und Gräten das Blut der Sonne glühte, so strahlte aus ihren Augen ein Hoffnungsschimmer der Liebe.

*

Was Peter Inden zur Heimkehr zwang: die öffentlichen Aufrufe der Behörden oder der stumme Ruf seiner Geliebten?

Über Wasser und Meere kehrte er zurück; wetterhart im Gesicht, weidwund im Herzen.

Er bildete sich ein, Vreni verraten zu haben; er verbiß sich in quälende Bilder und machte sich peinigende Vorwürfe und Gedanken. Und je kürzer der Weg bis zur Grenze seiner Heimat wurde, um so länger und zermürbender fand er ihn.

Abend für Abend, Tag für Tag stand Vreni Matter über den Abgründen und Stürzen. Unentwegt schweifte ihr verinnerlichter Blick wie suchend über die Täler und Höhen. Und dann kam endlich der Tag, da das Leben wieder gutmachte, was es unter dem Zwang des Schicksals fast zerbrochen hätte — — —

*

Ein milder Sommerwind kämmte die Wiesenhänge; ein Meer von Halmen wogte auf und nieder; glänzte bald hell und bald dunkel wie eine Decke aus Samt.

Auf schmalem Pfade schritt eine sehnige weibliche Gestalt dahin, auf schmalem Pfade folgte ihr ein brennendes Augenpaar. Der Wind legte der Frau die Kleider eng um den ranken Körper. Und fast ungebändigt flog die Fülle ihres goldbraunen Haares im Spiel der Winde.

Vreni Matter hörte eilige Schritte hinter sich. Noch ehe sie sich wandte, fühlte sie eine lähmende Schwere in den Gliedern. Eine flammende Lohe zuckte über ihr Gesicht. Ein unterdrückter Schrei ... ein Würgen in der Kehle ... dann standen sie sich gegenüber.

Ein heißer Schmerz durchzuckte Peter Inden beim Anblick des herben Zuges in Vrenis Gesicht. Alles Blut strömte ihm zum Herzen. Wie feige, daß er ausgerissen! — Und doch ...

«Liebste ... !» stammelte er und starrte die Frau mit fast angstgeweiteten Augen an; die Furcht, sie für immer verloren zu haben, raubte ihm fast die Sinne. «Liebste», stammelte er wieder, «ich hab' dich verraten ... war feige!»

Da geschah das Wunder. Vreni Matters Augen leuchteten wieder wie zwei Enziane, die die Sonne eines Morgens wachgeküßt hat.

«Du hast mich nicht verraten, Peter — Nein, nein!» Sie schüttelte den Kopf und faßte sein kantig gewordenes Gesicht in ihre Hände. «Du hast um mich gerungen, Peter: draußen in der Welt — daheim, in der Enge deiner Stube ...»

«Vreni ... so hast du's gehört!?» fragte er wie ein Ertrinkender, dem eine letzte Rettungsmöglichkeit wird.

Sie nickte. Blickte ihn an, daß es tief in sein Innerstes drang.

«Ja, ich habe es gehört — so, wie du meinen stummen Ruf über die Berge hinweg vernommen hast, Peter!»

*

Nun begriffen die Dörfler nur zu bald, weshalb die Vreni Matter so still in sich gegangen war; denn Abend für Abend standen sie und Peter Inden, schlank und rank wie zwei junge, sturmerprobte Bergtannen, im Zwiellicht des scheidenden Tages.

Und armverschlungen blickten sie dann über das Tal ...

Geweb des Lebens

Was wir tun und was wir sinnen,
sei es außen, sei es innen,
armes oder reiches Leben —
muß des Schöpfers Webstuhl weben.
Jeder hat sein Maß an Zeit,
webt ein wenig Ewigkeit,
webt am selben Stoff und Tuche
sich zum Segen oder Fluche;
keiner, der den Anfang fände,
keiner ahnt und weiß das Ende.
Dieses eine ist schon viel,
daß in Freud und Leid und Spiel
an dem Knüpfwerk der Gewebe
jeder nach Vollendung strebe.

PETER KILIAN